

## Die Evolution ...

Fortsetzung von Seite 51

sensation, warum die Familie aus ihrer Heimat Arizona nach Los Angeles ziehen müsse. Sie willigte ein. 2005 bekam Stone als 17-Jährige im Fernsehfilm «The New Partridge Family» ihre erste Rolle. Den Durchbruch brachten ihr, die weder die Highschool offiziell abschloss noch ein College besuchte, Highschool- und Collegekomödien: «Superbad», «The House Bunny» und «Easy A». Im Animationsfilm «The Croods» lieh sie ihre rauchige Stimme einem Steinzeitmädchen. 2012 und 2014 akzeptierte sie, was damals noch eine Ehre war für Nachwuchsstars, und liess sich auf Marvel ein, um in «The Amazing Spider-Man» Teil I und II Gwen Stacey zu spielen, die Freundin des Helden. Gut für Stone, dass Gwen stirbt und sie aus diesem «Universe» schnell wieder hinauskam.

Während Stone sich auf «La La Land» vorbereitete, für den sie ihren ersten Oscar gewinnen sollte, las sie das «Favourite»-Drehbuch mit all den «cunts». Zwischen diesen beiden Filmen liegt nicht nur geografisch ein Ozean. «La La Land» ist ein bittersüßes Musical über den Rest von altem Glanz, der Hollywood noch anhaftet. Stone sang und tanzte an der Seite von Ryan Gosling, dessen Charme und Können sie schon in der Liebeskomödie «Crazy, Stupid, Love.» Konkurrenz gemacht hatte. Sie haben beide dieses verschwenderische Talent für Komik und keine Angst davor, sich in Rollen lächerlich zu machen. Sie sind die Tollpatsche mit Sex-Appeal, die hübschen Klassenclowns von Hollywood.

## Roter Teppich in die Sackgasse

Mit den Liebes- und Schulkomödien rollte das Filmbusiness Emma Stone damals den roten Teppich in die Sackgasse aus: Sie hätte das neue Hollywood-Darling werden sollen, die neue Julia Roberts, die nächste Katharine Hepburn. Aber es kam anders: Stone fing neben Mainstream-Projekten an, mit Autorenfilmern zusammenzuarbeiten. Zweimal mit Woody Allen, dann mit Alejandro G. Iñárritu für «Birdman». Für ihre Rolle als zynischer Ex-Junkie in dieser schwarzen Komödie, die ein Abgesang auf das Filmbusiness und aufs Superhelden-Hollywood ist, erhielt Stone ihre erste von inzwischen vier Oscar-Nominierungen.

Während Emma Stone also ihr Repertoire erweiterte und ihr Name immer heller leuchtete, verdunkelte sich der Himmel über der «City of Stars», die Stone und Gosling in «La La Land» noch so melancholisch besingen. Streaming breitete sich als mächtige Konkurrenz über dem ganzen Filmbusiness aus. Darum wirkt «La La Land» – heute erst recht – wie ein Requiem für alles, was Hollywood seither verloren hat. Denn als Folge der ökonomischen Nervosität entstand diese Flut von Franchisefilmen, immer mehr vom Immergleichen. Die alte «Traumfabrik» war nur noch Fabrik.

Es ist nicht nur so, dass Emma Stone und Hollywood sich in entgegengesetzte Richtungen entwickelt haben. Die Karriere der heute 35-Jährigen ist auch ein Reflektor der geistigen Entwicklung des amerikanischen Mainstream-Kinos. In «Easy A» (2010) exzerziert Stone als Schülerin anhand eines Selbstversuchs das Phänomen des «slut shaming» durch. Ihre Figur berichtet in einem Videoblog davon, wie sie ihren tadellosen Ruf mit dem selbsterfundnen Gerücht, sie sei eine Schlampe, beinahe ruiniert hätte. In «The Help» (2011) spielte Stone eine Journalistin, die schwarzen Hausangestellten im segregierten Amerika eine Stimme gibt. Klassischer «White savior»-Stoff. In «Aloha» (2015) verkörperte sie eine asiatisch-schwedisch-hawaiianische Frau.

Heute, wo Emma Stone auch als Produzentin arbeitet, stellt sie sich für solche Fehlritte quasi selbst auf die Anklagebank. Besonders in der unerreich grandiosen, grausam guten Serie «The Curse», in der sie den Mächtigen-Reality-TV-Star Whitney spielt. Diese will zusammen mit ihrem Mann ein Dorf in New Mexico mit nachhaltigen Häusern aufwerten, biedert sich für die Kamera extrem unbeholfen bei der einheimischen Bevölkerung an, besonders bei einer indigenen Künstlerin. Von positivem Rassismus hat Whitney noch nie gehört, und Empathie verwechselt sie mit Bevormundung. Man kann kaum hinschauen. Würde jemand anderes diese Whitney spielen, man würde sich wirklich abwenden. Nur ganz wenige haben ein so ausgeprägtes Talent fürs Komische wie Emma Stone – und beherrschen auch das Tragische.

Benny Safdie, der Autor von «The Curse», postete eifrig Drehfotos auf Instagram. Aber nicht für Emma Stone. Sie hält sich fern von Social Media. Dass Stone heute gemeinsam

**Humor vor MeToo: In «Easy A» spielt Stone eine Schülerin, die absichtlich das Gerücht in Umlauf bringt, sie sei eine Schlampe.**



**Im Musical «La La Land» sang und tanzte Emma Stone an der Seite von Ryan Gosling und gewann dafür ihren ersten Oscar.**



**«Kinds of Kindness» ist Stones dritter Film mit Yorgos Lanthimos. Ihr improvisierter Tanz aus dem Trailer ging bereits viral.**



mit ihrem Mann Dave McCary eine Produktionsfirma führt, ist ein einleuchtender Karriereschritt für eine Angstpatientin. Denn so kann sie mitbestimmen, mit wem sie zusammenarbeiten will. Immer wieder sind es alte Bekannte oder Freunde. Einer davon ist Tony McNamara, Drehbuchautor von «The Favourite» und der anstehenden Fortsetzung von «Cruella». Ein anderer ist Jesse Eisenberg, an dessen Seite Stone früh in ihrer Karriere in der Horrorklamotte «Zombieland» spielte und später bei Woody Allen. Als Co-Stars sich von Allen distanzieren und die Anschuldigungen gegen ihn kommentieren, schwieg Stone. Sie äussert sich nicht zu politischen Themen und auch nur selten über Privates.

## Tattoo von Paul McCartney

Man weiss, dass sie ihren Mann bei «Saturday Night Live» kennengelernt hat, wo sie schon fünfmal als Host eingeladen war. Dass das Paar eine Tochter hat, die 2021 zur Welt kam. In der Late-Night-Show von Jimmy Fallon erfuhr die Welt, dass Stone während der Pandemie Armbänder bastelte – «damals hatten wir ja plötzlich alle ein Hobby», scherzte sie. Und Fallon streckte sein Armband in die Kamera, das Stone ihm im signierten Plastiktütchen geschickt hatte.

Bei Stephen Colbert erzählte sie die Geschichte ihres Familientattoos. Sie zeigt dem Publikum ihr Handgelenk. «Sind das Hühnerfüsse?», fragt Colbert. «Rabenfüsse», sagt Stone. Gezeichnet von Paul McCartney. Sie drehte mit ihm das Musikvideo «Who Cares» und bat ihn um diese Zeichnung, weil «Blackbird» von den Beatles das Lieblings-

### Emma Stone und Ryan Gosling sind Tollpatsche mit Sex-Appeal, die hübschen Klassenclowns von Hollywood.

lied ihrer Mutter sei. Alle vier Mitglieder der Familie Stone liessen sich das Tattoo stechen, nachdem die Mutter ihre Brustkrebsbehandlung hinter sich gebracht hatte. Bei den anderen sehe die Zeichnung immer noch wunderschön aus, erzählt sie. Ihr Vater frage sich jeweils, ob er das filigrane Werk überhaupt mit einer Uhr bedecken solle. «Nur mein Tätowierer hat geschlampt. Es zerfließt jeden Tag mehr!» Emma Stone liebt diese Auftritte in Late-Night-Shows. Sie ist schlagfertiger als die Hosts. Es fällt wirklich schwer, sich diese fröhlich scherzende Frau mit Panikattacken vorzustellen. Wahrscheinlich war der Beruf ihre Rettung, weil sie als Schauspielerin in sicherem Rahmen Gefühle durchleben kann, die sie sonst überwältigen. Kontrollverlust in kontrolliertem Rahmen.

In Lanthimos' Triptychon «Kinds of Kindness» sehen wir Stone unterwürfig, hilflos, verzweifelt, manipulativ, gefährlich. Ihr improvisierter Tanz am Ende von Teil drei, auch im Trailer enthalten, ging bereits viral. Kehrt nach dem Erfolg von «Poor Things» und dank Emma Stones Unerschrockenheit jetzt die Lust auf Experimente und auf Kreativität nach Hollywood zurück? Es wäre ein Glück für alle.

# Kunsthhaus: Die Zeche zahlen wir

**Der Gross-Bericht zur Sammlung Bührle übergibt dem Kunsthhaus Zürich einen langen Aufgabenkatalog. Das wird Millionen Franken kosten – also mehr Subventionen.**

Überraschend ist das nicht: Raphael Gross, der Präsident des Deutschen Historischen Museums in Berlin, hat geliefert, was Zürich von ihm erwartet: Auf 167 Seiten führt er aus, warum die Provenienzforschung der Stiftung Sammlung E. G. Bührle den Anforderungen, die das Kunsthhaus Zürich auf Vorgabe von Stadt und Kanton Zürich stellt, nicht genügt: Sie sei zu sehr an den einzelnen Werken orientiert und nicht an deren oft jüdischen Vorbesitzern. Deshalb bewertete sie viel zu viele Bilder als unproblematisch. Er möchte mindestens 62, möglicherweise sogar 133 Provenienzen vertieft erforschen, da die Werke einmal Juden gehört haben.

Dazu definieren Gross und sein Team Provenienzforschung neu: Der Historiker versteht sie nicht als kunst-, sondern als sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Disziplin, die nicht Werkgeschichten, sondern das Leben und historische Umfeld von Personen rekonstruiert.

Daneben führen die Verfasser des Berichts neue Begriffe ein wie «strukturelle Verfolgungssituation», um Lücken in der Argumentation schliessen zu können: Wo sich keine direkten Beweise für problematische Handwechsel finden, wie bei einem Cézanne-Bild im Besitz von Gertrude Stein, beruft man sich auf die Shoah generell. Oder man weitet den Handlungszeitraum über das Kriegsende 1945 hinaus aus, da etwa das Ehepaar Nothmann 1947 eine Cézanne-Landschaft nicht verkauft hätte, wenn es nicht vor den Nazis hätte fliehen müssen und seinen Besitz verloren hätte. Diese Ausweitung fordert nicht einmal die neuste Verschärfung der Washingtoner Prinzipien für den Umgang mit NS-Verfolgungsbedingten Verlusten von Kulturgütern durch US-Aussenminister Blinken.

Denn hier zeigt sich das Kernproblem: Die Geschichte der Handwechsel vieler Werke in der Sammlung Bührle lässt sich nicht lückenlos schliessen. Gewiss, in einigen Fällen kann das Team um Raphael Gross durch seinen personalen Ansatz neue Informationen präsentieren. Generell steht es aber vor denselben Problemen wie die Bührle-Stiftung: Vieles weiss man nicht, und man kann die Lücken nur interpretieren. Gross attestiert der Stiftung denn auch, dass sie «Grundlagen geschaffen hat», von denen auszugehen ist.

Dem Kunsthhaus empfiehlt er ein neues Gremium, das Beurteilungen vornehmen soll, die Diskussion des Namens «Sammlung Bührle» und ein umfangreiches Forschungsprogramm. Nebenbei erwähnt er, dass das finanzielle Mittel brauche. Sollte es nach Gross' Wunschliste gehen, dürfte auf das Kunsthhaus Zürich viel Arbeit zukommen, die Personal und Geld kostet. Die Politik sollte sich grosszügig zeigen, wenn es einen stark erhöhten Subventionsbedarf anmeldet. Ob das Stimmvolk mitgeht, das die Causa Bührle nurmehr mässig interessiert, wird man sehen.

Unbeachtet bleibt in der hiesigen Diskussion das Vorgehen der USA selbst. Das Land hat seit 1998 für den Umgang mit NS-bedingten Verlusten von Kulturgütern Prinzipien erarbeitet und viele Länder dazu gebracht, sie zu unterschreiben. Da sie aber «soft law» sind, also keine juristische Bedeutung haben, kommen sie in den USA selbst nicht zur Anwendung. Dort gehen entsprechende Streitfälle vor die Gerichte. Und die entscheiden nach Gesetzen. Erben jüdischer Vorbesitzer wissen, wie schwer es ist, Kunstwerke aus amerikanischen Museen herauszuklagen.

Es würde der hiesigen Diskussion sehr helfen, wenn endlich sachlich argumentiert wird. Es geht bei Restitutionsforderungen oft weniger um familiäres Angedenken als um viel Geld. Ein Forschungsprogramm für die nächsten zehn Jahre wird daran nichts ändern. Die Stiftung Bührle wird in Zürich weitere Bilder abhängen. Die Leidtragenden sind die Besucher. *Gerhard Mack*